

DREI FRAGEN



Jiri Hönes
aus Mönheim stammender
Online-Redakteur und Instagramer

„Das hat etwas Nostalgisches“

1 Auf Instagram gibt es eine große Szene, die dem Brutalismus huldigt. Woher kommt die Faszination? Gerade die beliebten Gebäude weisen oft eine künstlerische Qualität auf und zeigen sich geradezu skulptural. Dass die Aufmerksamkeit in den vergangenen Jahren so enorm zugenommen hat, liegt sicher auch daran, dass immer mehr dieser Gebäude durch Abbruch verloren gegangen sind. Sie kommen eben in die Jahre.

2 Sie selbst reisen für Bildreportagen viel. Was reizt Sie daran? Für mich, Jahrgang 1979, waren diese Gebäude schon immer da. Die Städte meiner Kindheit waren vor allem Leonberg und Pforzheim, die Architektur der Nachkriegsmoderne war für mich zunächst das normale Bild einer Stadt. Diese kantigen Bauten mit Zugängen auf verschiedenen Ebenen, die Fußgängerüberwege, diese urbaren Landschaften haben mich immer schon fasziniert. Für mich persönlich hat es durchaus etwas Nostalgisches.

3 Warum haben aber so viele Leute ein Problem damit?

Eine Erklärung könnte sein, dass die brutalistischen Bauten in ihrer Größe und Einheitlichkeit dem Menschen das Gefühl geben, seine Individualität zu verlieren. Kritiker, ich denke da an einen vielzitierten Beitrag von Raphael Dillhof im „art“-Magazin, werfen den Brutalismus-Freunden gerne vor, dass sie für ihre hippen Schwarz-Weiß-Fotos etwas mit dem Beton-Horror flirten, sich dann die Ausdrücke an die Wände ihrer schicken Altbauwohnung hängen und völlig ausblenden, dass in diesen so fürchterlichen Bauten ja auch Menschen leben, lernen oder arbeiten müssen. Das lasse ich jedoch nur zum Teil gelten. Meine Grundschule in Mönheim war ein brutalistischer Bau wie aus dem Bilderbuch, ebenso meine Hochschule. Beides waren sehr angenehme Orte mit einer hohen Aufenthaltsqualität. *mich*



Einmalig expressives Ensemble: Das Neue Rathaus samt stillgelegtem Brunnen und vorgelagertem Saalbau – von 1959 an geplant und vom Architekten Rudolf Prenzel bis 1973 fertiggestellt.

FOTOS: MEYER

„Denkmalpflege setzt oft zu spät ein“

PZ-INTERVIEW mit dem Architekten Peter W. Schmidt über Beton-Brutalismus in Pforzheim – und warum die Bauten landläufig als hässlich gelten

DAS GESPRÄCH FÜHRTE
MICHAEL MÜLLER

Monumental, grau, oftmals quaderförmig: Die Betonarchitektur der 1950er- und 1960er-Jahre spaltet die Gemüter. Was für die einen als architektonischer Schandfleck gilt, ist für die Macher der Ausstellung „SOS Brutalismus“ im Deutschen Architekturmuseum (DAM) in Frankfurt eine mittlerweile bedrohte Art des Städtebaus. Auch Pforzheim ist Teil der Schau. Wir haben uns mit dem Architekten Peter W. Schmidt über das bauliche Erbe in der Stadt unterhalten.

PZ: Welche Gebäude zählen Sie in Pforzheim zu den wichtigsten Brutalismus-Vertretern?

Peter W. Schmidt: Mit großem Abstand das Neue Rathaus. Wenn man sich das Treppenhaus, die Deckenuntersichten, die Schallungsvarianten, die in den Beton integrierten technischen Abläufe anschaut, einmal – auch für Deutschland. Und das Tronser-Gebäude mit seiner elliptischen Stütze, den einbetonierten Fest-

verglasungen im Erdgeschoss. Unglaublich, dass man so etwas einmal machen konnte.

Warum werden diese landläufig als hässlich angesehen?

Zum einen haben sich die Menschen nach dem ersten Jahrzehnt des Wiederaufbaus von dem einfachen, funktionalen Stil abgewandt und sind zu einer neuen deutschen Heimeligkeit zurückgekehrt. Die moderne Architektur war nie beliebt. Die monolithisch gegossenen Betonbauten sind nicht die Lieblinge der Bevölkerung – aufgrund ihrer Schwere und dem großen Selbstbewusstsein, das sie ausstrahlen. Der Gelsenkirchener Barock hat deutlich mehr Fürsprecher.

Was müsste geschehen für eine Ehrenrettung brutalistischer Bauten?

Dafür ist die Ausstellung im DAM ein guter Auftakt. Meines Erachtens ist sie überfällig. Viele der Gebäude sind unglücklich überformt, der Beton wurde – wie beim Neuen Rathaus – überstrichen, was die Häuser noch unglücklicher und dominanter in Erscheinung treten

lässt. Die Ehrenrettung besteht aus meiner Sicht darin, die räumliche Qualität, die hohe Sensibilität in der Durcharbeitung und unglaubliche Detailvielfalt dieser Gebäude herauszuarbeiten. Es ist eine nie mehr wiederkehrende Bauepoche herauszustellen. Die energetischen Anforderungen machen heute reine Betongebäude, einschließlich gebaut, monolithisch gegossen, so gut wie nicht mehr möglich.

Der Abriss der Gebäude östlich des C&A bis rüber zum Schlossberg steht im Pforzheimer Gemeinderat zur Debatte. Wie stehen Sie dazu: Abreißen oder pflegen?

Eine schwierige Frage, die durch die räumliche Neuordnung der Innenstadt Ost eigentlich schon beantwortet ist. Grundsätzlich ist die südliche Fassung des Schlossbergs und der Schlosskirche mit den Kuben, die von Ernst Otto Schweizer, einem vorzüglichen Nachkriegsarchitekten, gesetzt wurden, einmalig. Dass sie zukünftigen Stadtentwicklungen nicht zuträglich sind, hat das derzeit laufende Verfahren gezeigt. Die städtebauliche Setzung und Stellung der Baukörper zu schleifen, das tut einem engagierten Architekten schon im Herzen weh. Man könnte sich vorstellen, sie komplett zu entkernen, zu sanieren und zu überformen, den südlichen Schlossgarten bis zur Östlichen durchlaufen zu lassen und vielleicht dadurch eine neue räumliche Qualität zu erhalten.

Wird mit diesem baulichen Erbe zu leichtfertig umgegangen?

Es ist immer einfach zu fordern. Es muss zuerst die Investoren geben, die viel Geld in die Hand nehmen müssten, um solche Gebäude zu erhalten, kein einfaches Unterfangen. Ich denke, hier müssten eindeutige Weichenstellungen von der Politik erfolgen, dann wären auch diese Gebäude für nachfolgende Generationen zu erhalten. Baukultur ist ein Austausch der Gesellschaft und weit hin ein Standortvorteil. Leider ist es so, dass die Denkmalpflege oft zu spät einsetzt und am Ende des 19. Jahrhunderts aufhört, das bauliche Erbe zu sichern.

Was sind aktuell die Trends in der Architektur mit der Verwendung von Sichtbeton?

In der zeitgenössischen Architektur hat der Einzug von Sichtbeton seinen festen Platz. Heutige Betongebäude werden zweischalig gebaut, so dass die Betonoptik innen und außen gegeben ist. Kein günstiges Verfahren, wenngleich es erprobt ist und angewendet wird. Beton steht für eine oberflächenfertige Gestalt, deren Zufälligkeit in Kauf genommen wird. So entsteht ein eigener unverwechselbarer Charakter. Man muss Beton als natürliches Material sehen, das altern darf und Patina anlegt. Hat man diese Hürde genommen, wird man die Erscheinung solcher Häuser anders empfinden.



Das Tronser-Gebäude mit seiner elliptischen Stütze und den einbetonierten Verglasungen im Erdgeschoss.

„Die monolithisch gegossenen Betonbauten sind nicht die Lieblinge der Bevölkerung.“

Peter W. Schmidt, Architekt aus Pforzheim

Plädoyer für herbe Schönheiten

Gastbeitrag im Rahmen der Frankfurter Ausstellung „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster“

LUIGI MONZO | PFORZHEIM

Wohl die meisten Pforzheimer werden einmal auf die nicht mehr taufrische, wenngleich zuletzt sanierte Architektur des Pforzheimer Rathauses geschimpft haben. So auch der Verfasser dieses Artikels, der die Qualitäten des Gebäudes von Rudolf Prenzel erst spät schätzen gelernt hat. Und doch ist das Neue Rathaus ein vor treffliches Beispiel für eine Zeit, in der sich Optimismus und Auf schwung in einer expressiven, fast skulpturalen Architektursprache Bahn gebrochen hat.

Keine andere bauliche Äußerung hat in der langen Architekturgeschichte der Menschheit jedoch so viele negative Beurteilungen erfahren wie der Brutalismus. Bunkerarchitektur

und hässliche menschenverachtende Baubrutalitäten – die Gebäude werden heute gemeinhin als Verschandelungen der Dorf- und Städtebilder wahrgenommen. Tatsächlich aber ist der Brutalismus die architektonische Antwort auf den Aufbruch der Nachkriegszeit, die mit ihrer beispiellosen Wiederaufbau- und Neubauleistung die durch den Fortschritt des Industriezeitalters verbesserten Lebensverhältnisse umgesetzt hat. Ermöglicht hat dem weltweiten Siegeszug des Brutalismus die scheinbar uneingeschränkte und moralisch einwandfrei anmutende Ressourcenverfügbarkeit der Jahrzehnte zwischen Kriegsende und Ölkrise (1973). Die Erfordernisse des Wiederaufbaus und die Möglichkeiten des Wohlfahrtsstaates begünstigten seine Verbreitung, etwa durch breit aufgelegte soziale

Wohnungsbauprogramme und Städteerweiterungen. Architektonisch verfolgte der Brutalismus den Anspruch einer herben Schönheit, oft in Verbindung mit roh belassenen Materialien wie Sichtbeton oder Ziegel. Durch frei liegende Installationen und zelebrierte Tragwerke sollte die Tech-

nikgläubigkeit der Zeit kompromisslos ausgedrückt werden. Der Raum zwischen den Gebäuden wurde als Teil der Architektur gestaltet und für die Benutzung ausgelegt. Etwa bei vielen Schulen und Kulturbauten, für die mehrere Baukörper gruppiert und dazwischen mit Sitzbänken oder

Wasserspielen gestaltet wurden. Durch die Vielfalt seiner Aufgaben, seiner ausdrucksstarken Formensprache und die neuartige Definition eines gemeinschaftlichen Stadtraums hat der Brutalismus ein selbstbewusstes und originelles Bauerbe hinterlassen, das zwar mit hohem moralischen Anspruch die Gegenwart gestaltet hat, heute aber durch fehlendes Verständnis mehr denn je gefährdet ist. Man sollte daher genau hinschauen, was die Gebäude heute noch leisten können, und dann abwägen.

Das Lutherhaus am Schloßberg zum Beispiel könnte sicherlich als baukulturelles Schmuckstück erhalten bleiben. Auch das Reuchlin-Gymnasium würde eine vorbehaltlose Prüfung verdienen. Eine Stadt muss sich zwar entwickeln und verändern können, aber sie muss ihre Kleinodien schützen.

Letztlich ist aber nur ein genutztes Denkmal ein gutes Denkmal.

Die Schau „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster“ widmet sich dem Rehabilitieren und Schärfen des Bewusstseins für diese allgegenwärtige Architektur. In einer Datenbank werden Bauwerke weltweit registriert, um die Grundlage für einen bedachten Umgang zu schaffen. Jeder ist zur Vervollständigung aufgerufen, schützenswerte Bauwerke zu erkennen und zu bewahren, um diesen wichtigen Teil unserer Baukultur nicht für immer zu verlieren.

Luigi Monzo

Luigi Monzo, geboren am 8. August 1977 in Pforzheim, hat Architektur an der Uni Karlsruhe studiert und eine Dissertation über den italienischen Kirchenbau während des Faschismus geschrieben. Er arbeitet als Architekt und Architekturhistoriker in Schwäbisch Hall und Rom. Zudem ist er Lehrbeauftragter für



Architekturgeschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts an der LFU Innsbruck. Im Sommersemester wird er dort ein Seminar zum Thema Brutalismus anbieten. mich

Die Schau „SOS Brutalismus“ ist noch bis 2. April im Deutschen Architekturmuseum, Schaumainkai 43, in Frankfurt zu sehen: Dienstag sowie Donnerstag bis Sonntag von 11 bis 18 Uhr, Mittwoch bis 20 Uhr.

i